

Sprachbeben

Erhard Taverna

Ende Januar ist in Marbach am Neckar die Ausstellung «Strahlungen. Atom und Literatur» zu Ende gegangen. Rund 25 Kilometer nördlich von Stuttgart, bequem mit der S4 vom Hauptbahnhof erreichbar, befindet sich das Deutsche Literaturarchiv, eine der weltweit bedeutendsten Literaturinstitutionen. Hier finden sich Sammlungen überlieferter geistesgeschichtlich bedeutsamer Werke von 1750 bis zur Gegenwart, Quellen- und Forschungsbibliotheken, Autorennachlässe und Verlagsarchive, wie das der Cotta'schen Buchhandlung. Im modernen Neubau von 2006, dem Literaturmuseum der Moderne, werden Ausstellungen gezeigt, Lesungen und Diskussionen zu aktuellen Themen organisiert oder Grundlagen wie Kataloge, Lexika und Bibliographien erarbeitet. Forschungsprojekte, Stipendienprogramme, ein Literaturportal und eine Dokumentationsstelle zur Wirkung deutschsprachiger Literatur in den Medien ergänzen das gedruckte, audiovisuelle und digitale Angebot.

Wie reflektiert unsere Sprache die Realität, wie beeinflussen Schriftsteller und Schriftstellerinnen die öffentliche Wahrnehmung, was bleibt von der Generation, von der Hermann Broch schrieb, jetzt heisse es im Licht der Bombe zu denken? Die Ausstellung vermittelte einen Weg durch die Diskursgeschichte der im geheimen Manhattan-Projekt verwirklichten, in der Wüste von New Mexiko am 16. Juli 1945 erstmals gezündeten und im August über Hiroshima und Nagasaki abgeworfenen Atombombe. Die amerikanische Informationspolitik wurde ab 1949 gelockert, doch Bilddokumente über die Zerstörungen in Japan waren erst 1952, mit dem Ende der Besatzung, zugänglich. Europa lag noch in Trümmern und war mit sich selbst beschäftigt. Zwar waren die

Atomtests als Fanal des beginnenden nuklearen Zeitalters kommentiert worden, doch es dauerte, bis das ganze Zerstörungspotential der neuen Vernichtungswaffe erkannt war.

Der reichhaltige Bestand ausgestellter Briefprotokolle, Aufsätze und literarischer Zeugnisse suchte nach einer Bestätigung der damals vielfach geäußerten Vermutung, dass die Atombombe mit der physischen Welt auch die geistige zum Einsturz gebracht habe. Auch gut 60 Jahre später fällt eine Beurteilung schwer. Die Aussagen von Benn, Broch, Goll, Sachs, Arendt, Celan, Jaspers, Löwith und vielen anderen belegen eindrücklich die Erschütterung einer intellektuellen Elite, die angesichts der möglichen Apokalypse die moralischen Konsequenzen im Schatten der Bombe bedachte. Darf man den Holocaust mit dem Abwurf in Japan gleichsetzen, wie es Adorno getan hat: «Der Rückfall hat stattgefunden. Nach Auschwitz und Hiroshima ihn für die Zukunft zu erwarten, hört auf den armseligen Trost, es könne noch schlimmer werden»? Oder Nelly Sachs in einem Gedicht «O Messer aus Abendrot, in die Kehlen geworfen, / wo die Schlafbäume blutleckend aus der Erde fahren, / wo die Zeit wegfällt / an den Gerippen in Maidanek und Hiroshima. // Ascheschrei aus blindgequältem Seherauge –//.» Eine Gleichsetzung, die Hannah Arendt, in einem anderen Zusammenhang, im Briefkontakt mit Hans Magnus Enzensberger vehement ablehnte: «Das Fatale an Auschwitz ist doch gerade, dass eine Wiederholung möglich ist ohne katastrophale Folgen für alle Beteiligten [...], es sei denn, man dichtet den Geräten selbst eine Konsequenz an, die sie doch nur haben können, wenn Menschen die Konsequenzen ziehen.» Für Arendt war Hiroshima ein Teil der amerikanischen Kriegsführung, Auschwitz hingegen nicht zwingend mit Krieg verbunden.

1955 wurden Atomwaffen in Deutschland stationiert und eine Volksbefragung durch den Bundesgerichtshof abgelehnt. Der kalte Krieg mit seinem «Gleichgewicht des Schreckens» hatte begonnen und mit ihm die Ostermärsche, die ausserparlamentarische Opposition, die Gründung der Physicians for Social Responsibility PSR 1962 in den USA, sowie 1980 in Genf jene der Physicians for the Prevention of Nuclear War IPPNW. Eine lange Liste filmischer und literarischer Inszenierungen nimmt seither das globale Finale vorweg. Viele Theaterstücke dramatisieren die

* www.dla-marbach.de

erhard.taverna@saez.ch



Das Deutsche Literaturarchiv* in Marbach.

Exponenten der Erfindung, was einem breiten Bedürfnis entgegenkommt. So soll der Bomberpilot, vom schlechten Gewissen zerrüttet, alkoholsüchtig geendet oder der Physiker und Projektleiter Robert Oppenheim an quälenden Zweifeln gelitten haben, was in beiden Fällen nicht der Wirklichkeit entsprach. Ausser Einstein hat kein Wissenschaftler moralische Zweifel bekundet. Oppenheim, der wegen privater Kontakte zu Kommunisten vor einen Ausschuss zitiert wurde, gab zu Protokoll: «When you see something that is technically sweet, you go ahead and do it and you argue about what to do about it only after you have had your technical success. That is the way it was with the atomic bomb.» Auch die Wasserstoffbombe verringerte nicht seine Faszination: «Even from a technical point of view it was a sweet and lovely and beautiful job.» Soviel zum Wunschtraum einer vielbeschworenen Wissenschaftsethik.

Was soll die Literatur nach Tschernobyl, unzähligen Massakern und Jahrzehnten einer immer weniger kontrollierbaren Verbreitung von Atomwaffen dazu noch beitragen? Friedrich

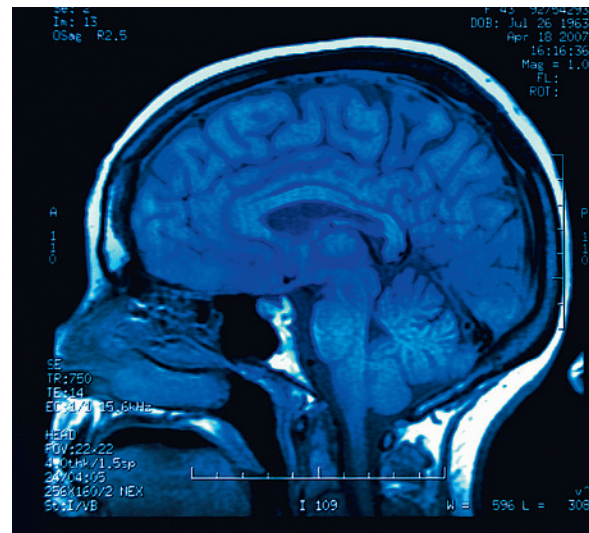
Dürrenmatt kam in der Schillerstadt durch seine Schrift «Theaterprobleme» zu Wort: «Die heutige Welt, wie sie uns erscheint, lässt sich dagegen schwerlich in der Form des geschichtlichen Dramas Schillers bewältigen [...]. Gestalt wird die heutige Macht nur etwa da, wo sie explodiert, in der Atombombe, in diesem wundervollen Pilz, der da aufsteigt und sich ausbreitet, makellos wie die Sonne, bei dem Massenmord und Schönheit eins werden. Die Atombombe kann man nicht mehr darstellen, seit man sie herstellen kann. Vor ihr versagt jede Kunst als eine Schöpfung des Menschen, weil sie selbst eine Schöpfung des Menschen ist. Zwei Spiegel, die sich ineinander spiegeln, bleiben leer.»

Apokalypse bedeutet zunächst nicht Katastrophe oder Weltende, sondern Offenbarung und Enthüllung der Wahrheit. Diese Wahrheit ist explosiv, radikal und barbarisch, für alle Extreme offen, weder rational noch plausibel; nichts für Schönredner. Kann man den Untergang ohne Sprache denken, gibt es überhaupt ein Medium des Denkens? Das Archiv in Marbach bietet keine Lösung an, dafür jede Menge Antworten.

Die Visualisierung der Medizin

Regula Valérie Burri*

Bilder stellen für die wissenschaftliche Praxis ein zunehmend unverzichtbares Instrument dar. Sie ermöglichen nicht nur die Visualisierung von Forschungsergebnissen zu Ausbildungszwecken, zur Verständlichmachung eines Sachverhalts unter Fachkollegen oder zur Illustration wissenschaftlicher Forschung gegenüber der Öffentlichkeit. Vielmehr werden Bilder in der Wissenschaft zunehmend benötigt, um einen Gegenstand überhaupt sichtbar und dadurch der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich zu machen. In der Medizin werden Bilder nicht erst seit der Entdeckung der Röntgenstrahlen eingesetzt. Anatomische Atlanten waren schon früh mit zeichnerischen Illustrationen versehen. Jedoch erst mit der Entwicklung und Verbreitung der digitalen Bildgebungsverfahren seit den 1970er und 80er Jahren hat in der Medizin eine eigentliche Visualisierung stattgefunden. Inzwischen haben sich Bilder zu einem zentralen Instrument der medizinischen Praxis entwickelt. Der Einsatz von Ultraschall, digitaler Röntgentechnik, Computertomographie und Magnetresonanzbildgebung ist ins Alltagsrepertoire der medizinischen und insbesondere der radiologischen Profession eingegangen. Die neuen Visualisierungstechniken bilden



eine wichtige Informationsressource, auf die in der Diagnostik und zunehmend auch in der therapeutischen Intervention zurückgegriffen wird, und stellen für die medizinische Forschung ein unentbehrliches Hilfsmittel dar. Darüber hinaus sind visuelle Darstellungen des Körperinneren gewissermassen zum Inbegriff einer fortschrittlichen Hightech-Medizin geworden. Die erzeug-

* Dr. Regula Valérie Burri ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Collegium Helveticum der ETH und Universität Zürich.

Korrespondenz:
Dr. Regula Valérie Burri
Collegium Helveticum
ETH & Universität Zürich
Schmelzbergstrasse 25
CH-8092 Zürich

rburri@ethz.ch

ten Bilder verbreiten sich über die Medien auch über die Medizin hinaus in weitere gesellschaftliche Bereiche und beeinflussen so nicht nur zunehmend das Denken und Handeln von Ärztinnen und Ärzten, Wissenschaftlern und Patienten, sondern auch weiterer Personen. Umso dringender stellt sich die Frage nach der Bedeutung der Bilder für die Medizin. Wie nehmen Ärztinnen und Ärzte die Bilder wahr und wie gehen sie mit ihnen um? Wovon hängen ihre Interpretations- und Gebrauchsweisen ab? Und welche Implikationen hat die zunehmende Visualisierung für die medizinische Forschung und die klinische Praxis?

Die Ergebnisse einer ethnographischen Studie [1] zeigen unterschiedliche Aspekte auf. Der Umgang mit Bildern in der Medizin hängt zunächst von verschiedenen kulturellen und sozialen Faktoren ab. Insbesondere sind etwa kulturelle Wahrnehmungen und Sehgewohnheiten oder berufliche Blicktechniken mitverantwortlich für die Art und Weise, wie ein medizinisches Bild, z. B. eine Magnetresonanztomographie, hergestellt und interpretiert wird. Bei der Wahrnehmung und Verwendung der Bilder in der Klinik lässt sich dabei eine Ambivalenz seitens der Ärzte feststellen. Die Ärzte nehmen die Bilder einmal als schön, ein anderes Mal als rein nützliche Objekte wahr; einmal beurteilen sie die Bilder als objektive «Fotos» oder exakte Abbilder des Körpers, ein anderes Mal beschreiben sie sie als subjektive und komplizierte technische Konstruktionen. Eine ähnliche Ambivalenz lässt sich bei der Verwendung der Bilder beobachten. Die Bilder werden zwar oft als visuelle Objekte benutzt. In gewissen Situationen spielt aber ihre Visualität gar keine Rolle, etwa wenn sie von den Ärzten lediglich gemacht werden, um gegenüber dem Patienten Aktivität zu demonstrieren oder wenn sie – gleich wie andere Objekte – in kleineren Machtkämpfen als Ressource benutzt werden. Diese Ambivalenzen zeigen auf, dass die Interpretation und der Gebrauch der Bilder je nach Situation unterschiedlich sind.

Die zunehmende Visualisierung hat für die Medizin vielfältige Auswirkungen. Erstens führt sie zu einer institutionellen Anpassung und disziplinären Reorganisation innerhalb der Medizin.

Die Radiologie wird als Fach bedroht, weil immer mehr andere medizinische Disziplinen mit den neuen Apparaten die Bilder produzieren und interpretieren können. Zweitens kommt es zu einer Verwissenschaftlichung der Medizin. Weil Bilder zumeist als objektiv und beweisend angesehen werden, wird ihnen gegenüber anderen Untersuchungstechniken oft der Vorzug gegeben. Durch die technischen Bilder werden manuelle Untersuchungskompetenzen zunehmend zurückgedrängt. Anstelle des menschlichen Körpers tritt das Bild, das zunehmend zum Gegenstand der Diagnose wird. In den Bildern wird der menschliche Körper maschinell erfasst, technisch vermessen und in Zahlen zerlegt. Drittens führt die Visualisierung in der Medizin zu veränderten Selbst- und Fremdwahrnehmungen. Einerseits ist dies auf die Prognosen zurückzuführen, die durch die Bilder möglich werden. Beispielsweise kann die Sichtbarmachung einer potentiell tödlichen Krankheit, die einem Patienten bisher nicht bewusst war, nicht nur Konsequenzen für den Abschluss von Kranken- oder Lebensversicherungen haben, sondern auch Veränderungen für seine Selbstwahrnehmung und Lebensplanung bedeuten. Andererseits führen die Bilder zu einer Rebiologisierung bestimmter Krankheitsursachen. Wurden etwa in den 1960er und 70er Jahren oft psychosoziale Faktoren zur Erklärung vieler Krankheiten herangezogen, werden heute mit Hilfe der Bildgebung Krankheiten wie etwa die Schizophrenie wieder zunehmend auf biologische Ursachen zurückgeführt, auch wenn der Einsatz von bildgebenden Verfahren in diesem Fall umstritten ist. Es sind auch negative Szenarien denkbar. Wenn beispielsweise mit Hilfe von Hirnbildern die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe wie etwa den Homosexuellen oder ethnischen Minderheiten untersucht und damit deren sozialer Status auf biologische Ursachen zurückgeführt wird, ist denkbar, dass solche Bilder bestehende gesellschaftliche Diskriminierungen verstärken könnten.

Literatur

- 1 Burri RV. Doing Images: Zur Praxis medizinischer Bilder. Bielefeld: transcript. 2008.